

Wiener Zeitschrift

f ü r

Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Herausgeber und Redacteur: Friedrich Witthauer.

197

Montag, den 3. October 1842.

Die Schicksalsstrümpfe.

(Fortsetzung.)

Zweytes Capitel.

Unter meines guten Oheims liebevoller Anleitung hatte ich die Grenzen des Knabenalters überschritten, und war zur innigen Freude meiner Eltern von dem Herrn Superintendenten, der auf einer Kirchenvisitation unser Städtchen berührte, wo er mich und den Oheim bey Pastors über Tische traf, als ein hoffnungsvolles Pflanzholz für den Stamm der heiligen Kirche erklärt worden. Der Tag, an welchem ich die hohe Schule zu L*** beziehen sollte, war bereits angelegt, meine Mutter thronte in einem Kreise nadelfertiger Gehülffinnen hinter einem Gebirge schlesischer Leinwand, um des werdenden Candidaten stattliche Aussteuer zu besorgen, und weinte schon anticipando Freudenthränen über dem eben zugeschnittenen Chorhemde, in dem ich dereinst meine Gastpredigt in der vaterstädtischen Hauptkirche halten sollte; Ohm Fabian packte geschäftig alte Kirchenväter und neue Schlafmützen, eine Sammlung Controverspredigten, und die Fliegenklappe, Cicero's Werk von den Pflichten und die 32ste und letzte seiner stets abschlägig beantworteten Anstellungsupplikten sorglich in den geräumigen Reisekoffer, vor Allem aber ging mein Vater wie verklärt im ganzen Hause und Städtchen herum, und erzählte jedem, der es hören wollte, daß sein Johannes in vier Wochen nach L*** zur Hochschule reise, wo er „auf den Pfarrer“ studieren werde.

Wie man sieht, hatten sich meines Vaters Ansichten seit dem letzten Hauptabschnitte meines Lebens bedeutend geändert. Zur Erklärung muß ich anführen, daß sich in den acht Jahren, welche seitdem verfloßen waren, meines Vaters Glückslage eben so auffallend umgestaltet hatte. Das vollkommenste Gedeihen war mit allen seinen Unternehmungen; die Erzeugnisse seiner Fabrik wurden nah und fern gesucht, sein Schreibeschrank barg Schuldbriefe von der halben Stadt, das kleine bescheidene Vorstadthäuschen hatte sich in ein ansehnliches Fabrikgebäude umgestaltet. In dem Maße nun, als mein Vater für einen der wohlhabendsten Bürger von S*** zu gelten anfing, folgte auch jene Art von Bedeutung, die man stets im Gefolge des Reichthums findet; er erlangte ein gewisses persönliches Übergewicht, welches ihm um so gefährlicher schmeichelte,

da er es keiner positiv ämlichen Würde zuschreiben durfte. Bisher nemlich hatte er noch beharrlich vermieden, sich um die Aufnahme in den Stadtrath oder ein sonstiges Amt zu bewerben; nichts desto weniger aber hatte die Würde eines Rathsmannes bey der großen Empfänglichkeit für äußerliche Auszeichnung, welche ihm die Verhältnisse seither beygebracht hatten, zu großen Reiz für ihn, als daß er sie nicht sehnlichst hätte wünschen sollen, und er wartete nur auf die Gelegenheit, nach ihr zu trachten, ohne sich den Vorwurf ehrgeizigen Strebens zuzuziehen. Diese Gelegenheit war nun eben erschienen, der alte Zunftmeister war gestorben, und die Gilde hatte meinem Vater die Zunftmeisterswürde angeboten, sobald er, wie es Sitte sey, vorerst in den Stadtrath aufgenommen seyn würde.

Daß ihm, auf sein Bewerben, der hohe Stadtrath einen Sitz in seiner Mitte nicht verweigern werde, das war unter solchen Umständen beynahе als gewiß vorauszusehen, und da sich mein Vater solchergestalt in Kurzem als eine der ersten Respectspersonen hiesiger Stadt betrachten durfte, so war es für ihn ein doppelt behaglicher Gedanke, seinen Sohn dereinst vielleicht an der Spitze der geistlichen Dynastie der Vaterstadt zu sehen, und so die beyden Enden der höchsten Macht in seinem eigenen Hause zusammen zu fassen. Darum segnete er, wenn auch nicht mehr aus so lauterem Herzen, wie vor acht Jahren, mich und den Oheim Fabian, der damals ihn bewogen, seinen Sohn die Bahn der Ehre wandeln zu lassen. Sah er sich doch schon im Voraus hochgeehrt im Städtchen und weit umher, denn, wie bald verstrichen nicht ein paar Jährchen, und dann war sein Johannes Theologiae Baccalaureus, und packte er dann nur am rechten Flecke an, so konnte es nicht fehlen, des alten Stadtpfarrers Substitut, und dereinst selbst Pfarrer mußte ich werden, und wie schön mußte es dann klingen, wenn etwa ein wohlledler Herr Callega, oder ein gehorsamer Bürger freundlich grüßend fragte: „Ey guten Morgen, gestrenger Herr Zunftmeister! wohin so früh?“ und er dann antworten konnte: „zu meinem Sohne, dem Herrn Stadtpfarrer.“ Und er selbst, war er nur erst Rathsmann und Zunftmeister, stand er dann nicht auf der Leiter zur höchsten Macht? winkte nicht im Hintergrunde der regierende Bürgermeister?

Es nahte aber der Tag heran, an welchem, kurz vor meiner Abreise zur Hochschule, die Senatorwahl gehalten werden sollte. Aus dem Vorhergesagten ist leicht zu entnehmen, daß mein Vater ihn nicht müßig erwartete. Als kluger Mann hatte er, seine Leute wohl kennend, jeden Stimmfähigen auf seine eigene Weise bearbeitet, und bey Keinem waren seine Bemühungen fruchtlos geblieben, als bey Einem seiner Mitmeister, der, schon lange ihm sein Emporkommen beneidend, jetzt seine Abneigung und seinen Unmuth laut aussprach, womit ihn die Anmaßung erfüllte, welche meinen Vater, den Eingewanderten, bewog, sogar nach dem curulischen Stuhle zu trachten, und der ihm ins Gesicht sagte, wenn alle „Jaherrn“ der ganzen Stadt, den Herrn Bürgermeister mit eingerechnet, ihm ihre Stimmen gäben, so sollte doch die seinige der Teufel eher haben, als mein Vater.

Indeß hatte das nicht viel zu bedeuten. Der widerhaarige Weinhüllenverfertiger war bey männiglich verhaßt, ob seines störrischen Wesens, und die Mehrheit der Stimmen hatte mein Vater ja doch, und konnte daher seines Votums leicht entzathen. Weit wichtiger war es, sich einer andern Instanz zu versichern, ohne deren Bestätigung auch die einstimmigste Wahl des Senats meinen Vater nicht zum Rathsherrn hätte machen können. Es war dieß die Frau

Bürgermeisterin, unter deren Auspicien schon seit mehr als zwanzig Jahren alle Senatsbeschlüsse gefaßt worden waren, und von der, wie hundert Beyspiele erhärtet hatten, durchaus keine weitere Appellation Statt fand.

Als mein Vater vor zwey Jahren seine silberne Hochzeit feyerte, hatte er das Unglück gehabt, beym Ausbringen der Gesundheiten zuerst den Herrn Bürgermeister, und dann erst dessen gestrenge Hälfte zu nennen, und diesen Verstoß hatte ihm die Ungnädige lange nachgetragen. Freylich hatte er, besonders in der letztern Zeit, nichts gespart, um das Andenken an jenes unwillkürliche Vergehen durch hundert Sühnopfer zu vertilgen, allein der jezige Moment war zu entscheidend, als daß mein Vater nicht hätte alles erschöpfen sollen, was die wandelbare Gunst der mächtigen Regentinn nur immer zu fesseln vermochte.

Zum Glück hatte die hohe Frau eine Hauptneigung, von welcher sie eben so kräftig beherrscht wurde, wie sie ihrer Seits ihren Ehegemahl und seine friedlichen Råthe beherrschte. Alles, was Nadel und Scheere, Bleiche und Webestuhl zu schaffen vermochte, Alles das umfaßte ihr Herz mit unendlicher Liebe. Ihre Leinewandschrånke spotteten der reichsten Magazine des Weichbildes, und ihre Kasten strotzten von Arachnen's Meisterwerken. Sie selbst war eine der größten Künstlerinnen, die je einen Faden durch ein Nadelöhr gezogen, und von allen berühmten Personen des Heidenthums, mit denen die Belesenheit des Herrn Subconrectors sie bey ihrem wöchentlichen literarischen Warmbiere nach und nach bekannt gemacht hatte, war ihr Königin Penelope die merkwürdigste, nicht sowohl wegen ihrer beyspiellofen Treue für Ulysses, sondern wegen ihrer Kunstfertigkeit im Spinnen und Weben, wobey sie nur immer nicht begreifen konnte, woher die Kunstreiche Griechinn den Heldenmuth nahm, das des Nachts wieder zu zerstören, was sie während des Tages mühsam geschaffen hatte.

Auf diese herrschende Leidenschaft der hohen Frau hatte nun mein Vater mit diplomatischer Feinheit den Angriffsplan berechnet, wodurch er ihre Huld sich auf ewige Zeiten erobern wollte. Schon seit längerer Zeit hatte er den längst verlassenen Sitz hinter dem Werkstuhle wieder in Person eingenommen, und die darob staunenden Freunde und Gesellen sahen allmählig ein Strumpfsaar unter seinen kunstreichen Händen hervorgehen, dessen in der ganzen Welt kein zweytes zu finden seyn mochte. Die Fäden dieses Meisterwerkes beschämten das Netz der Spinne an zarter Klarheit, und verschlangen sich zu so labyrinthischen Dessins, daß alle, die da es schauten, den Ruhm dieses Prachtstückes laut verkündeten, und die Frau Bürgermeisterin glücklich priesen, welcher das Kunstwerk, wie mein Vater wohlweislich in jedes Ohr flüsterte, als ein schwaches Zeichen seiner unbegrenzten Verehrung zu Füßen gelegt werden sollte.

Am letzten Sonntage vor der Wahlwoche war denn endlich das Cabinetstück vollendet, und sämtliche Freunde und Freundinnen der edlen Webekunst, von dem Rufe herbeigelockt, umstanden es, neidend und preisend, wie die Götter den Schild des Achilles, und schwerlich sah Vulcan so stolz auf sein Kunstwerk, als mein Vater auf das seinige. Es war aber auch ein Anblick, der jedes Herz in Bewegung setzen mußte, um wie viel mehr das der kunstfünnigen Consularhälfte! Diesem Gesente, das war gewiß, konnte die Stadtmutter nicht widerstehen; sein war ihre Huld, sein ihr Votum, sein die Senatswürde, und mit hochgetragendem Kopfe stand er im Vorgefühle seiner nahen Größe, als schon lange der Schwarm der Bewunderer sich verlaufen hatte, um dem Rufe der Glocke zu folgen, die eben die fromme Herde der Gläubigen in den geist-

lichen Schaffstall berief. Mit großen Schritten maß er die Prunkstube, worin er nach der Rathswahl sein Ehrengelage geben wollte, und bedauerte, daß sie zu klein sey für die großartigen Anstalten, welche er gerne getroffen hätte; er sah sich schon hinter dem rothbehangenen Ehrenstuhle in der Kirche, und dem grünen Sessionstische auf dem Rathhaussaale, übte bereits die stattliche Würde ein, womit er zur Function einerschreiten wollte, wenn der erste gute Mitbürger am Pranger stehen sollte, kurz, er vertiefte sich so in seine goldenen Träume, daß er darüber zum ersten Male seit Jahren den Gottesdienst versäumte, und, als er zufällig ans Fenster trat, mit großem Schrecken bereits die Schaar der Andächtigen der Kirche entströmen sah, die Regentin an der Spitze, die, von der Fama von meines Vaters Galanterie bereits unterrichtet, durch die Giltfertigkeit, womit sie an der Seite ihrer kleinern Hälfte nach Hause strebte, sattfam die Zuversicht anzeigte, womit sie meines Vaters Huldigungsvisite erwartete.

Nun war kein Augenblick weiter zu verlieren, denn die Frau Bürgermeisterin hielt auf die Dehors so gut, als die beste Obersthofmeisterin, und die strenge Etikette meiner Vaterstadt befahl, Anstandsvisiten unmittelbar nach der Kirchenstunde abzuthun. Mein Vater fuhr daher eiligst in den schon bereit liegenden Bratenrock, stülpte die stattliche Perücke auf das gedankenvolle Haupt, wickelte, während er einem mit bestellten Waaren aufs Land abzufendenden Jungen noch einige Aufträge erteilte, das Weihgeschenk in glänzendes Goldpapier, und setzte sich, nachdem er noch einem halben Blick an die Stelle fallen ließ, wo bald das Zeichen der Amtswürde, der stattliche Degen, prangen sollte, in Bewegung gegen das Haus, in welchem das Wesen thronte, dem es einzig erlaubt war, der freyen Reichsstadt Gesetze vorzuschreiben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Leonidas der Texaner.

(Fortsetzung.)

Milam, so hieß der Mann, den wir flüchtig kennen lernten, eilte mit einer bedeutenden Schaar Texaner nach der Hauptstadt, um die ausgebotenen Landstriche zu erstehen. — Die Regierung verweigerte ihnen den Ankauf unter wichtigen Vorwänden. Der Hauptgrund war, man fürchtete die Käufer, und wünschte nicht, daß diese Menge festeren Fuß im Lande fassen möchte. Die Erbitterung stieg aufs Höchste. Da gab Santa Anna dem General Cos den Befehl, nach dem Hauptorte der Provinz San Antonio del Texar zu marschiren, und die dortige Regierung, die den Verkauf gedachter Ländereyen durchaus abgeschlossen wissen wollte, zu verjagen und die Uebelthäter in die Gefängnisse abzuliefern. Dieser Befehl wurde vollzogen — und am 16. August 1835 erhoben die Texaner, aufs Höchste gereizt durch jene Speculanten, die nach ihrem mißglückten Kaufe im Lande umherzogen, die Fahne der Empörung.

Milam war bey allen diesen Bewegungen nicht unthätig gewesen. — Das Vaterland verlangte ihn, — und er zog seine Hand nicht zurück. Als aber ein Augenblick der Ruhe eingetreten war, als ein kurzer Stillstand die Gemüther zu beruhigen schien, da machte er sich auf, da eilte er hinüber zu den Ufern des Sabinaflusses, zu den Orten seiner Liebe. —

Und der Fuß eines Liebenden bewegt sich schnell. Wie so bald, wenn auch dem Herzen, der Sehnsucht noch zu spät, waren jene heimatischen Plätze erreicht. Aber keine Elvira trat dem Suchenden entgegen; sie war nicht in der Laube des Tulpenbaums, nicht in einer jener Grotten, wo sie mitsammen oft geseßen, nicht an dem Ufer der Sykomoreninsel — Elvira war seit drey

Zagen verheirathet, war an diesem Morgen mit ihrem Gatten, dem Officier *Filafola*, nach *San Antonio de Bexar* gezogen.

Nun war Alles verloren, nun war Alles dahin. Wie ein Träumender bestieg der Bergweifelnde sein Thier, und trabte dem Westen, den Verbündeten zu. —

Immer trüber, immer ernster gestalteten sich die Dinge im Lande. Beide Theile bereiteten sich zum Kampfe. Da erschien plötzlich am 8. September 1835 *Stephen Austin* wieder unter seinen Mitbürgern, und sein fester Charakter, seine Überlegenheit regelte die Verbindung. In *Brazoria* wurde eine Generalversammlung gehalten. Durch ganz *Texas* bildeten sich Vereine. *Stephen Austin* mit seinen tapfern Colonisten schlug die *Mexicaner* in vielen Gefechten, *General Cos* sollte endlich in *San Antonio de Bexar* belagert werden.

Milam, von Schmerz und Wehmuth erfüllt, zeichnete sich in den Stunden der Gefahr durch Muth und Standhaftigkeit aus. Von *Stephen Austin* beauftragt, die zerstreuten Colonisten am *Trinity River* zum Aufstande zu versammeln, zog er mit zehn Mann aus, um diesem Befehle nachzukommen. Die einzelnen Pflanzungen lagen dort zerstreut umher, und *Milam* fand oft Tage lang kein Obdach, um sein müdes Haupt in Ruhe niederlegen zu können. Doch das schnelle Gelingen seines Vorhabens erleichterte alle Mühe. Von allen Seiten strömten die Pflanzler herbei, um für die Freiheit und das Recht zu kämpfen — und selbst zu sterben. In *Eilmärschen* ging es zurück, der Hauptstadt zu. Von allen Seiten kamen Abtheilungen von Bewaffneten, die dasselbe Ziel hatten.

Eines Tages ging der Weg durch eine offene *Prairie*! *Milam's* Schüden waren, wie er selbst, ermüdet, und alle sehnten sich nach Ruhe. Da wurden sie plötzlich durch einige Schüsse emporgeschreckt. Sie eilten der Richtung zu, von der der Knall gedrungen, und sahen nach kurzer Frist einige Pflanzler mit den Bewohnern einer einsam gelegenen *Mission* *) im Kampfe begriffen.

Die Bewohner der *Mission* hatten die Pflanzler nicht aufnehmen, ebenso wenig einige *Gequickung* reichen wollen, mit der Ausrede, sie hätten der Gäste schon genug zu bewirthen, und so hatten jene das Geforderte sich mit Gewalt zu verschaffen gesucht.

Milam suchte die Ruhe wieder herzustellen. Als er endlich in das Haus trat, kam — *Elvira* ihm entgegen. Sie und ihre Begleiter waren die früher angekommenen Gäste. Sprachlos stumm standen die einst sich Liebenden einander gegenüber. *Milam's* Auge ruhte ernst und fest auf der schönen jungen Frau, und *Elvira*, die durch dieses Anstarren immer ängstlicher wurde, griff endlich nach der Hand des Jugendgespielen, und bat mit zitternder weicher Stimme: „Ich wünsche nach *San Antonio de Bexar* zu kommen.“

Weiter vermochte sie vor innerer Erregung nicht zu sprechen. *Milam* aber, der den weitem Sinn ihrer Worte glaubte errathen zu haben, sagte: „Ich verspreche Ihnen, daß Sie das Ziel Ihrer Reise ungehindert erreichen sollen.“

Mit diesen Worten trat er wieder hinaus und gesellte sich schweigend zu seinen Waffenbrüdern.

Nach einiger Zeit trat *Elvira* heraus. Sie war zur Weiterreise gerüstet. *Milam's* Begleiter umgaben sie, und fort ging es der Hauptstadt zu.

*) *Mission*, Vorwerke von den Spaniern, zur Zeit, als sie das Land inne hatten, angelegt, um die Indianer zu bekehren und zu — unterjochen.

(Der Schluß folgt.)

Christoph Ritter von Gluck und die antike Classik.

Der Abstand der Periode *Gluck's* und der unserigen ist, obgleich nur ein Jahrhundert dazwischen liegt, derselbe wie der der Periode des *Aeschylus* und *Schiller's*. Wunderbar, es ist, als ob die Menschheit erst zu einem gewissen Grade der Civilisation hätte vorschreiten müssen, ehe sie sich aus der

Alltäglichkeit in das Reich tönender Sphären hinaufträumen konnte. In der Dichtkunst standen schon Riesengeister im tiefsten Nebel des Alterthums da, nicht so in der Musik. Von Ländlichen der Alten wissen wir wenig, und der Mangel an Traditionen davon läßt uns am natürlichsten auf deren Unbedeutbarkeit schließen. Wenn es zu Aeschylus Zeiten Ländlichen nach unseren Begriffen gegeben, warum sollten nur die Gedichte, nicht auch die Compositionen der Töne bekannt seyn; warum kennen wir Homer, den die Zeitgenossen Aeschylus schon für den Vater der Dichtkunst hielten; warum nicht Kunstwerke, die einige Jahrhunderte später entstanden seyn sollen? Am nächsten bekannt, steht uns die Musik der ältern Italiener, später die der Franzosen; aber die Classicität derselben scheint darum nicht unbedingt zu seyn, weil wir sie für veraltet erklären. Das wahrhaft Classische veraltet nie. Wir wollen uns indeß hier nur mit dramatischer Poesie beschäftigen, und in dieser finden wir jenen sonderbar verschiedenen Fortschritt der Dichtkunst und der Musik. Zwischen Aeschylus und Shakespeare kennen wir wenig Sterne erster Größe; aber welche Kluft liegt zwischen diesen und zwischen Shakespeare und den dramatischen Dichtern unserer Zeit. Jahrtausende sind über den hinterlassenen Glanz dieser Sterne hinweggegangen, und die Kluft ist nicht umfangreicher als die zwischen Gluck und den Ländlichen der Jetztzeit, und darum nur, weil Gluck die Dichter der Griechen erst im achtzehnten Jahrhundert im Reiche der Musik repräsentirte. Wie mächtig erscheint uns der Drang musikalischer Titanen in einem Jahrhunderte, und welchen Schneckenang nahmen die Erscheinungen der dramatischen Dichtkunst in zwey Jahrtausenden! Mit Gluck beginnt die Glanzperiode dramatischer Musik; es ist, als ob er es war, der aus einer Orpheusbrust den Zauber der Töne über die Welt verbreitet, mit welcher er die Jahrtausende lang schlummernden Söhne Cäcilien geweckt. So steht er wie ein majestätischer Riff im Meere da, zu welchem Erscheinungen des Himmels auf Tonwellen steuern, und uns so das romantische Bild geben, das die Periode Glucks von der spätern streng unterscheiden sollte. Die antike Classic fand auf dem Gebiete der dramatischen Musik, in Gluck, ihren ersten und letzten Repräsentanten, alle spätern, die zu der Höhe hinausblickten, von der er alle Perioden der Musik wie ein Gott überschauen wird, holten ihren Stoff aus dem romantischen Leben der Natur, wie die Biene den ihren aus der Blume, während Gluck den seinen aus den himmelan emporragenden Cedern des griechischen Alterthums hervorholte. Wie die Thiere des Waldes von Orpheus Gesang bewegt, sich ihm zu Füßen legten, so erschienen die Geister jenes heroischen Zeitalters dem Zauberrufe Glucks; er stellte sie gleich plastischen Statuen des Alterthums, wie Mauern gegen Umwälzungstürme in der Kunst hin, gegen Stürme, die der verdorbene Geschmack seiner und unserer Zeit nicht verdrängen konnte. Gluck war ein eben so großer dramatischer Dichter, als er Tonkünstler war; wenige Accorde seiner Musik sind hinreichend, um seine Figuren streng zu bezeichnen; wir hören ein ganzes Meer von Lyrik in den Tönen seines Orpheus, in den Klagen seiner Iphigenia, in dem Daherausrauschen seines Achill einen Strom der höchsten heroischen Kraft; in seinem Orest die Qualen der Verzweiflung und das Rütteln der Gumeniden aus ihrem Schlafe. Gluck steht mit einem mächtigen Blicke in die Unendlichkeit vor uns; er geht selbst mit dem goldenen Rothern durch die Reihe der Geister, die er uns in Tönen wieder gibt, und mit einem unnahlich erhabenen Phatos spricht er in den Gesängen seiner riesigen Schöpfungen.

(Die Fortsetzung folgt.)

N o t i z e n b l a t t.

Percival und Griselda. Unter diesem Titel wurde am 14. Septem-
ber in Linz eine neue deutsche Oper aufgeführt und im Allgemeinen mit Beyfall
aufgenommen. Der Stoff ist dem bekannten geschichtlichen Sujet entlehnt, mithin
dem Zuhörer vertraut und heimisch. Der Text, von Hrn. Baron Klesheim, lei-
det mitunter an wunderlichen Naivetäten, die sich, in Musik gesetzt, noch wunderlicher
ausnehmen, als sie schon von Natur aus sind. Die Musik ist das dramatische Erstlings-
werk eines noch sehr jungen Componisten aus Wien, des Hrn. Friedrich Müller, der ge-
genwärtig als Capellmeister des Linzer Theaters angestellt ist. Fleißiges Studium, ein
reger, ernstlicher Wille und an manchen Stellen eine recht warme lebendige Empfindung
lassen sich dem Werke nicht absprechen, und bürgen einigermaßen für die künftigen Leis-
tungen des Tonsetzers. Auffallende Reminiscenzen, die man beynahe Plagiate nennen könnte,
stören den Eindruck der gelungenen Stellen, die sich namentlich in den Soloparthien
bemerkbar machen. Mit den Ensembles, zumal mit den Chören, scheint der Compo-
nist noch nicht ganz im Klaren zu seyn. Im Ganzen jedoch verdient ein solches De-
but immerhin die Aufmerksamkeit und die Aufmunterung des Publicums. — Die
Aufführung macht der verständigen und liberalen Leitung des Directors Pellet
(der sich mit Nächstem von seiner preiswerthen theatralischen Carriere ins Privat-
leben zurückziehen wird) alle Ehre. Unter den Darstellenden zeichneten sich beson-
ders die beyden Repräsentanten der Titelrollen aus, Mad. Heinesetter und Hr.
Clement, welcher Letztere durch seine sonore Baritonstimme, seinen geläuterten
Vortrag und verständiges Spiel auf eine ehrenvolle Zukunft angewiesen scheint.

33.

Eine lobenswerthe Einrichtung. Zu London wird jetzt, einer An-
gabe des „Sun“ zu Folge, eine Bibliothek zum Gebrauch der dortigen Polizey-
mannschaft errichtet. Jedes Stationshaus wird binnen Kurzem aus derselben mit
einer Anzahl von Schriften versehen werden, welche mit sorgfältiger Berücksichti-
gung des Unterrichts- und Bildungsgrades der Leser, für welche sie bestimmt sind,
ausgewählt, sowohl zur Belehrung wie zur Unterhaltung der Mußestunden dienen
sollen. Diefelbe Einrichtung soll auch in den andern Städten des Reichs getroffen
werden.

3.

Sonnenstich oder Verschmachtung. Noch zu Anfang Septembers
d. J. herrschte im südlichen Frankreich eine so unerhörte Hitze, daß, wie die „Ga-
zette de Picardie“ erzählt, in dortiger Landschaft ein junges Bauernmädchen, das
zur Seite seines Vaters im Felde arbeitete, von Hitze erschöpft niedersank und den
Geist aufgab. Die Arme hatte plötzlich mit der Arbeit inne gehalten und ausgeru-
fen, daß sie nicht fortarbeiten könne, ohne zuvor ihren brennenden Durst gelöscht zu
haben. Der Vater bedeutete ihr, sie möge sich nur ein wenig gedulden, worauf sie
dann Beyde zusammen nach Hause gehen könnten. Sie beschied sich damit und er-
fuhr fort zu arbeiten. Plötzlich hört er das arme Mädchen hinstürzen, und als er
herbeyeilte, es aufzuheben, war es leblos.

93.

London hat nun gleichfalls einen sehr wasserreichen artesischen Brunnen im
Stadttheile Piccadilly. Derselbe hat eine Tiefe von 240 Fuß und springt zu der be-
trächtlichen Höhe von 80 Fuß. Sein Wasser ist eben so rein und gut, als es reich-
haltig ist, wornach man unter guten Hoffnungen beschloffen hat, in mehreren Thei-
len der ersten Weltstadt solche Brunnen zu bohren.

28.

Heiße, trockene Sommer, wie der heutige war, zählt man den atmosphärischen Jahrbüchern zu Folge achtundvierzig, und diese sind die Jahrgänge: 763, 860, 993, 1000, 1022, 1130, 1171, 1231, 1260, 1276, 1277, 1293, 1294, 1303, 1333, 1393, 1404, 1447, 1473, 1474, 1538, 1540, 1551, 1615, 1616, 1646, 1652, 1679, 1700, 1701, 1703, 1716, 1720, 1724, 1745, 1748, 1760, 1761, 1774, 1778, 1779, 1810, 1816, 1830 und 1842. Waren denn nicht die berühmten guten Weinjahre 1779, 1811, 1822 und 1834 ebenfalls der Art, um hier eingereicht werden zu können? 28.

Wenn die Eisenbahnen, welche in Frankreich, der Schweiz und im lombardisch-venetianischen Königreiche, die zum Theil schon den Bau begonnen haben, zum Theil aber noch Projecte sind, vollendet seyn werden, so kann man innerhalb 86 Stunden von London an das Ufer des adriatischen Meeres gelangen. 28.

In New-York hat man ein neues Dampfschiff von ungewöhnlicher Größe und ganz eigenthümlicher Art zu bauen angefangen. Die Zimmer sollen dem Entwurf gemäß 1000 Personen in sich fassen; der Kiel soll eine Länge von 325 Fuß bekommen. Anstatt der gewöhnlichen Räder will man eine ganz neue Triebmaschine in Anwendung bringen, die vor der Hand noch Geheimniß ist. Das Schiff ist bestimmt, regelmäßige Fahrten zwischen New-York und Albany zu machen, und soll da in der Stunde 10 (englische) Meilen zurücklegen. 9.

Ein junger amerikanischer Lieger, von Brüssel kommend, und für den Pariser Pflanzgarten bestimmt, ist kürzlich durch Valenciennes passirt; hier erhielt er seine ihm bewilligten Rationen, nemlich ein Kilogramm frisches Fleisch nebst der entsprechenden Dosis Wasser und Blut. Der hoffnungsvolle Reisende ist vier Monate alt und von der Größe eines mittelmäßigen Hundes. Die Douaniers benützten den kurzen Aufenthalt dieses Passagiers recht gut, indem sie die, den Käfig bedeckende Leinwand nicht aufhoben, wenn die Schaulustigen nicht eine Retribution von 5 Centimes erlegten. Merkwürdig erschien die, dem Liegernaturell wenig entsprechende Thatsache, daß das Thier den Wärter, welcher es von Antwerpen bis hierher besorgt hatte, kannte, und Tranrigkeit zeigte, als es einem Andern übergeben wurde. 16.

Theater-Bulletin. Das ehemalige Theater St. Antoine in Paris wird nächstens unter dem Namen: „Théâtre Beaumarchais“ wieder eröffnet werden. „Brigitte“, Drama in fünf Acten von einem Mitgliede der Akademie, wird den Reigen der Vorstellungen beginnen.

Scribe hat wieder ein Schauspiel in fünf Acten vollendet und dem Comité des Théâtre français vorgelesen; es versteht sich, daß dasselbe angenommen wurde.

In der Scala zu Mailand hat „Corrado di Altamura“ gefallen, ohne bedeutende Wirkung zu machen; Sgra. Abbadia erhielt in einzelnen Piecen Applaus; der Tenorist Guasco reussirte am meisten.

In Verona mißfiel „Gulio d'Este“, vom Maestro Campana.

Am Theater zu Modena erwartet man eine neue Oper: „Le Fanciulla di Castelguelfo.“ Text und Musik von Lemisocla Solera, welcher dort als Musikcompositour engagirt ist. 46.